



Bischof Prof. Dr. Wolfgang Huber  
12. August 1942. Deutscher Theologe.  
Geboren in Straßburg, aufgewachsen  
in Freiburg. Studium der evange-  
lischen Theologie mit anschließender  
Promotion und Habilitation u.a. in  
Heidelberg, Göttingen und Tübingen.  
1966–1968 Vikar in Reutlingen.  
Tätigkeit an der Forschungsstätte der  
Evangelischen Studiengemeinschaft in  
Heidelberg. Politisches Engagement  
in der SPD. Kirchentagspräsident.  
Seit 1994 Bischof der Evangelischen  
Kirche in Berlin-Brandenburg,  
seit 2003 zudem Ratsvorsitzender  
der EKD.

## Professor Dr. Wolfgang Huber

*Bischof der Evangelischen Kirche in Berlin-Brandenburg, Berlin*

### „Kirche in der Zeitenwende“ Vorschläge zur Reform der Kirche

Meine sehr verehrten Damen und Herren!

Dem Brauch des Übersee-Clubs, nicht Einzelne namentlich anzusprechen, füge ich mich natürlich gern, verbinde das aber doch damit, dass ich mich sehr darüber freue, in einem so besonderen und so großen Kreis Ihnen Überlegungen zur Reform der Evangelischen Kirche unter dem Titel „Kirche in der Zeitenwende“ vortragen zu dürfen. Deswegen steht der Dank für diese Einladung am Beginn.

Wenn man den Weg der evangelischen Kirche unter den Bedingungen der Gegenwart bedenken will, dann ist man sicher gut beraten, sich in einem ersten Überlegungsgang klarzumachen, wie eigentlich die gesellschaftliche Situation ist, in der sich die Kirche vorfindet, in einem zweiten Schritt zu fragen, worin eigentlich der Auftrag dieser Kirche besteht, um in einer dritten Überlegung ein Bild zu entwerfen von der Kirche, auf das sie sich zubewegen kann, und daran konkrete Reformüberlegungen anzuschließen. Das ist eine sehr schlichte und elementare Gliederung eines solchen Gedankenganges. So schlicht und elementar will ich es auch machen.

#### I.

Wenn man aber fragt: Wie soll man eigentlich den gesellschaftlichen Wandel, in dem wir uns befinden, beschreiben, damit man dann auch den Ort der Kirche in diesem Wandel bestimmen kann?, dann stößt man schon in die allergrößten Schwierigkeiten. Die Stichworte, mit denen dieser Wandel beschrieben wird, überstürzen sich. Ihr schneller Wechsel ist selbst ein Indikator eines Wandels, der offenbar weithin noch unbegriffen ist: Dienstleistungsgesellschaft, Risikogesellschaft, Erlebnisgesellschaft, Informationsgesellschaft. Die Stichworte wechseln schneller, als man sie nachvollziehen kann. Trotzdem steht das kleine Wagnis am Beginn, unter dem Stichwort „Informationsgesellschaft“ nachzufragen: Was verändert sich eigentlich, und welche Auswirkungen hat es auf die Kirche?

Dass Zustand und Zukunft unserer Gesellschaft mit dem Begriff der Informationsgesellschaft bezeichnet werden, ist nicht neu; vielmehr bahnt sich diese Debatte spätestens seit Mitte der achtziger Jahre an. Der Übergang von der Industrie- bzw. Dienstleistungsgesellschaft zur Informationsgesellschaft wird darin gesehen, dass im Bereich der Informationsprodukte und Informationsleistungen Angebot und Nachfrage einen solchen Umfang annehmen, dass sie den gesellschaftlichen Zusammenhang insgesamt prägen. Der Begriff der Informationsgesellschaft hat also seinen Sinn insgesamt darin, dass Information als Schlüsselressource für den Aufbau gesellschaftlicher Macht wie für die Steuerung gesellschaftlicher Prozesse angesehen wird. Verursacht wird das durch die Quantensprünge in der Entwicklung von Kommunikationstechnologien und Kommunikationstechniken. Die Bereitstellung von Informationen in beliebiger Quantität und die Übermittlung von Informationen in nahezu beliebiger Geschwindigkeit werden dadurch möglich. Information wird zum wesentlichen Produktionsfaktor, zur Quelle von persönlichem Wohlstand wie von gesellschaftlicher Macht. Der Wirbel um Aktien neuer Informationsunternehmen ist dafür von symbolischer Bedeutung.

Weithin tritt dabei die unmittelbare zwischenmenschliche Kommunikation als Quelle der Wirklichkeitserfahrung hinter die massenmediale Kommunikation zurück. Eine Lebensform, wie sie sich in einem Abend wie dem heutigen ausdrückt, wirkt nahezu elitär in einer Gesellschaft, die sich insgesamt darauf verlegt, die Deutungskategorien für den Umgang mit der Wirklichkeit aus den Medien zu beziehen, wobei persönliche Kommunikation und mediale Kommunikation miteinander verschwimmen. Am nächsten Morgen sagt

einer: „Ich habe gestern erzählt bekommen – – Oder war es im Fernsehen?“ Und viele wissen nicht mehr, ob das eine oder das andere der Fall war. Das verändert die persönliche Arbeitssituation, die individuelle Lebenssituation, die Kommunikationsbedingungen in den Familien und natürlich in eminentem – und manchmal denke ich, noch gar nicht in vollem Umfang durchschaubarem – Maß die Bedingungen für das Handeln der Kirche. Diejenige Institution, die den Tageslauf rhythmisiert und Rituale bereitstellt für die Bewältigung des Tages, ist heute eher das Fernsehen als die christliche Frömmigkeit. Dass um acht Uhr eine Zäsur eintritt, wird nicht dadurch bestimmt, dass die Familie um diese Zeit eine Andacht hält, sondern dass die Tageschau bevorsteht. Für die Kirchen sind die Folgen einschneidend. In ihrer Deutungskompetenz müssen sie mit den Medien konkurrieren. Das Bild – oder das fehlende Bild –, das die Zeitgenossen von der Kirche haben, ist weit hin durch die Medien geprägt. „Die Kirche hat nichts zu Tschetschenien gesagt“, heißt es beispielsweise. Ein Widerspruch dagegen ist vollkommen sinnlos. Der Betreffende hat es in „seinen“ Nachrichten nicht gehört. Das zählt.

Die Medienentwicklung als der wichtigste Veränderungsprozess in unserer Gesellschaft ist natürlich nur ein Faktor in der gesellschaftlichen Veränderung. Aber als Indikator dafür, was sich wandelt, mag es im Augenblick genügen. Und diese Medienentwicklung birgt tief greifende ethische Fragen in sich. Die Frage nach der Sozialverträglichkeit und der internationalen Verträglichkeit solcher Entwicklungen ist noch kaum beantwortet. Die Anforderungen, die sich aus der quantitativen Vermehrung des Informationsangebotes auf die Medienethik ergeben, werden noch kaum zureichend wahrgenommen. Schnell lässt sich sagen, dass mit der quantitativen Ausweitung des medialen Angebotes die Frage nach der Qualität des Angebotenen zur entscheidenden Frage wird. Doch die Vervielfachung der Angebote bildet ja geradezu ein Spiegelbild des gesellschaftlichen Pluralismus, in dem gerade kein Konsens mehr darüber besteht, worin die Qualität von Information besteht. Die einfachste Wertungsfrage, die es überhaupt gibt, wird nicht mehr eindeutig beantwortbar. Ist es die Objektivität, der Unterhaltungswert, die Übereinstimmung mit den eigenen Interessen, die Nähe zur eigenen Lebenssituation, was die Qualität einer Information ausmacht? In welcher Richtung die Antwort zu suchen sei, wird dem Konsumenten überlassen. Woher er seine Wertmaßstäbe bezieht, wird nicht mehr gefragt.

Wissen wir eigentlich etwas über die Wertmaßstäbe von jungen Menschen, die unter den Bedingungen einer fortgeschrittenen Informationsgesellschaft aufwachsen, die mit Computer, Internet und Fernsehen aufwachsen, besonders übrigens mit Computer und Internet? Nicht mehr die *generation X*, sondern die *generation @* wächst unter solchen Bedingungen auf, wie die entsprechende Forschung sagt. Die Hegoisten der achtziger und neunziger Jahre, jene Kombination von Egoisten und Hedonisten, die man als charakteristisch für die achtziger und neunziger Jahre angesehen hat, werden abgelöst durch die *generation @*. „Das Lebensgefühl zur Jahrtausendwende“ – so hat Horst W. Opaschewski das gesagt – „steht unter dem Zeichen von @.“ @ wird in der Computersprache respektlos als „Klammeraffe“ bezeichnet, weil es in der E-Mail-Adresse die Klammer zwischen dem Absendernamen und dem jeweiligen Onlinedienst bildet. Die Kinder und Jugendlichen von heute wachsen ganz selbstverständlich mit der Computerisierung ihrer Lebenswelt auf. Und man versteht das Lebensgefühl, das sich entwickelt, nur, wenn man sich dem wirklich aussetzt. Auch die Kirche versteht die Sinnerwartung der heranwachsenden Generation nur, wenn sie das veränderte Lebensgefühl wenigstens ansatzweise zur Kenntnis zu nehmen versucht.

Opaschewski hat für die Lebenskultur, die sich im Informationszeitalter entwickelt, folgende Merkmale genannt:

Unabhängigkeit: Als Informationssuchende spielen die Glieder dieser Gesellschaft eine weitgehend aktive Rolle, legen auf ihre kreative Autonomie besonderen Wert.

Offenheit: Wer online geht, exponiert sich, gibt persönliche Gedanken preis und verhält sich emotional besonders offen.

Toleranz: Die globale Kommunikation ist im Prinzip vorurteilsfrei. Unterschiede wie „jung – alt“, „arm – reich“, „gesund – behindert“ zählen nicht mehr, außer bei denen, die gerade im Gegenzug nun diese Unterscheide wieder markant hervorkehren oder eine neue Weise der Fremdenfeindlichkeit entwickeln.

Meinungsfreiheit: Die Angehörigen der *generation @* legen großen Wert auf einen völlig unzensurierten Zugang zur neuen Internetkultur und sehen die Möglichkeit, eigene Ansichten vollkommen ungehemmt zu äußern, als ein Grundrecht an.

Unmittelbarkeit: Im Computerzeitalter erfolgen die persönlichen Reaktionen, zum Beispiel beim Chatten, unmittelbar. Die *generation @* lebt in einer Livewelt, in der alles sofort erledigt wird.

Eine Gemeinschaft wie die Kirche, die es mit Erfahrung und Erwartung, mit der Erzählung von vergangener Geschichte und mit der Erwartung von Kommendem zu tun hat, hat es eminent schwer in einer Kultur, die ganz auf das Erleben, auf das Jetzt eingestellt ist. Dabei entsteht ein Bild vom Menschen, das zu Nachfragen Anlass gibt. Es ist deshalb kein Wunder, dass sich im Informationszeitalter die Frage nach den Tugenden neu stellt, die notwendig sind, um inmitten der Fülle kommunikativer Angebote ein selbstständiger Mensch zu bleiben, der zur Freiheit fähig ist und zwischen der Vielfalt der Angebote auszuwählen vermag. Und es ist auch kein Wunder, dass angesichts der Vervielfältigung von Optionen neu nach den Ligaturen gefragt wird, nach den Bindekräften, mit deren Hilfe in einer weithin virtuellen Welt unmittelbare menschliche Beziehungen entstehen und Bestand gewinnen können.

Wenn man an dieser Stelle kurz innehält und fragt: Welcher Rat ergibt sich eigentlich für die Kirche aus der bisherigen Überlegung, dann ist es ein doppelter: Für die Kirche kommt es darauf an, von den Kommunikationsmöglichkeiten dieser Zeit einen guten, durchdachten, kompetenten Gebrauch zu machen, aber auf der anderen Seite die Kultur der unmittelbaren Begegnung zu pflegen. Kirchen werden in diesem Jahrhundert einer der wichtigsten Orte sein, zu denen die Menschen hingehen, weil sie doch selbstverständlich eine neue Sehnsucht danach entwickeln werden, dass man sich unmittelbar begegnet und nicht nur virtuell miteinander kommuniziert. Eine Kirche, in deren Mittelpunkt der Gottesdienst steht, ein Gottesdienst, in dessen Mittelpunkt das Abendmahl steht, ist eine Gemeinschaft, bei der sich die virtuelle Kommunikation niemals verselbstständigen kann. Abendmahl gibt es nicht virtuell.

Sie merken aus dieser Überlegung: Ich beschreibe die Entwicklung, in der wir uns befinden, überhaupt nicht resignativ. Ich verwende dafür auch nicht das Wort „Werteverfall“. Aber ich sehe darin eine ganz große Herausforderung, die sich auf zwei Fragestellungen zuspitzt: Die eine heißt: Wie ist menschliche Freiheit gestaltbar unter diesen Bedingungen? Und die andere heißt: Wie werden Menschen auf neue Weise verantwortungsfähig, wie machen sie von ihrer Freiheit einen Gebrauch, der sich mit der Verantwortung für die Freiheit des anderen verbindet? Wie entwickelt sich angesichts erweiterter Möglichkeiten menschlicher Freiheit Bindungsfähigkeit der Menschen neu? Insbesondere für die reformatorische Gestalt des christlichen Glaubens ist dies das zentrale Thema von Anfang an. Freiheit und Verantwortung, so kann man mit guten Gründen sagen, bilden das Zentralthema der Reformation. Es ist eine ganz unausweichliche, aber auch eine ganz großartige Situation für eine Kirche der Reformation, zu entdecken, wie dieses Thema unter den Bedingungen des beginnenden 21. Jahrhunderts wiederkehrt.

Lassen Sie mich noch für einen kurzen Augenblick von einer anderen Seite her fragen, wie eigentlich der gesellschaftliche Ort der Kirche zu bestimmen ist. Dafür will ich noch ein anderes Stichwort kurz verwenden. Wenn wir über Gesellschaft unter den Bedingungen der Gegenwart diskutieren, kann man an vielen Stellen beobachten, dass eine neue Faszination durch den Begriff der Zivilgesellschaft entsteht, also durch jenen eigenständigen Bereich zwischen Staat und Markt, in dem gesellschaftliche Assoziationen nicht nur Marktgüter, sondern Ideen austauschen und auf diese Weise den Geist der Freiheit und



die Kultur der Demokratie erneuern. Es ist sehr spannend zu beobachten, dass die Kirchen in den letzten Jahren angefangen haben, ihren eigenen Ort in der Gesellschaft nicht mehr nur der deutschen Tradition folgend im Gegenüber zum Staat wahrzunehmen – vor allem der Protestantismus war durch diese Tradition sehr geprägt –, sondern sich selbst verstärkt als Akteure in der Zivilgesellschaft zu verstehen. Das gemeinsame Wort der Kirchen zur wirtschaftlichen und sozialen Lage, das vor drei Jahren veröffentlicht wurde, ist in meinen Augen für diesen Wandel der deutlichste Indikator gewesen.

Auch die kirchliche Diakonie übrigens wird im Zuge dieses Wandels nicht mehr allein als Teilhaberin an wohlfahrtsstaatlichen Aufgaben begriffen, sondern, ausgehend von der Verankerung im Auftrage der Kirche, wird sie verstärkt als ein Beitrag zur Kultur des Helfens in der Zivilgesellschaft gesehen. Ob sich diese Sichtweise auf Dauer halten lässt, hängt übrigens entscheidend daran, ob sich die Zugehörigkeit der Diakonie zum dritten Sektor, zum Sektor nämlich des nicht gewinnorientierten, sondern gemeinwohlorientierten sozialen Handelns, halten und neu mit Leben füllen lässt. Man kann es auch sehr einfach sagen: Die Chancen der Zivilgesellschaft und die Rolle der Kirche in ihr hängen entscheidend davon ab, ob der Sinn für Gemeinwohl in unserer Gesellschaft wieder erstarbt und die Orientierung am Eigennutz zu begrenzen vermag.

Was ist eigentlich gemeint, wenn in solchen Zusammenhängen von der „Zivilgesellschaft“ die Rede ist? Die Wende von 1989 ist nur eine der Wurzeln für das aktuelle Interesse am Begriff der Zivilgesellschaft, aber nicht die unwichtigste. In den staatssozialistischen Ländern Mittel- und Osteuropas war eine eigenständige gesellschaftliche Öffentlichkeit nicht vorgesehen. Der zentralistisch gelenkte, unter der Herrschaft einer Einheitspartei und ihrer Satellitenparteien stehende Staat galt vielmehr als der einzige Träger von Öffentlichkeit. In dem Maß, in dem sich auf dem Weg zur Wende des Jahres 1989 oppositionelle Gruppen organisierten, entdeckten sie die Notwendigkeit einer Zivilgesellschaft, eines staatsunabhängigen Forums für die Artikulation des Willens zur Veränderung. In vielen Fällen nahmen die Kirchen subsidiäre Funktionen für diese fehlende zivile Gesellschaft wahr. Das gilt für die katholische Kirche in Polen wie vor allem für die evangelische Kirche in der damaligen DDR. Dass sich die exzeptionelle Rolle der Kirchen nach 1989 nicht fortsetzte und sich insbesondere nicht umsetzte in ein kirchliches Engagement derjenigen, die unter dem Dach der Kirche einen Artikulationsraum gesucht hatten, erklärt sich daraus, dass es nicht um die Kirche als Kirche ging, sondern um die Kirche als eine subsidiäre Instanz für die Zivilgesellschaft. Aber ich möchte nicht missverstanden werden: Es ehrt die Kirche hoch, dass sie diese Rolle wahrgenommen hat. Sie hat sie nicht unter dem Gesichtspunkt betrachtet, welches Resultat sich für die Kirche selbst ergeben wird, sondern hat sich ganz auf die Frage konzentriert: Was ist in dieser Situation unser Auftrag in der Gesellschaft? Sie sah eine genuine Aufgabe darin, ein Artikulationsraum der Freiheit und ein Artikulationsraum des Willens zur Veränderung zu sein.

Ich verstehe die Zivilgesellschaft im Sinne eines demokratischen Kommunitarismus. Er entwickelt vier Leitprinzipien für die Verantwortung der Einzelnen in der Zivilgesellschaft: den Wert und die Unantastbarkeit der einzelnen menschlichen Person, die zentrale Bedeutung von Solidarität, die gesellschaftliche Notwendigkeit unterschiedlicher Gemeinschaften und Assoziationsformen, schließlich die Betrachtung von Partizipation, von aktiver Beteiligung als Recht und Pflicht zugleich. Entscheidend am Begriff der Zivilgesellschaft in diesem Sinne sind die Bedeutung einer eigenständigen, nichtstaatlichen Öffentlichkeit und die Existenz selbstbewusster, intermedialer Institutionen für die Artikulation von Ideen, für die Vermittlung von geistiger Orientierung, für die beständige Erneuerung der demokratischen Kultur.

## II.

Es ist ein Fortschritt im Selbstverständnis gerade der evangelischen Kirche

während der letzten Jahrzehnte, dass sie ihre öffentliche Aufgabe nicht nur im Gegenüber zum Staat, sondern als Akteur in der Zivilgesellschaft wahrnimmt. Ihre öffentliche Rolle wird dadurch komplexer. Zugleich hat diese öffentliche Rolle aus allgemein bekannten Gründen ihre Selbstverständlichkeit verloren. Sie kann nur plausibel gemacht werden, wenn die Kirche nicht nur rechtlich und organisatorisch, sondern inhaltlich ihre Eigenständigkeit wahrt und neu zur Geltung bringt. Deshalb genügt es nicht, die Aufgabe der Kirche aus einer Analyse der gesellschaftlichen Veränderungen abzuleiten. Es kommt vielmehr darauf an, dass die Kirche ihren Ort in der Gesellschaft von ihrem eigenständigen Auftrag und nicht von gesellschaftlichen Rollenzuweisungen her wahrnimmt.

Für den evangelischen Bereich wird der kirchliche Auftrag unüberbietbar klar in der Barmer Theologischen Erklärung von 1934 – jenem großen Dokument der Bekennenden Kirche – bestimmt, und zwar dahin gehend, dass die Kirche die Botschaft von der freien Gnade Gottes auszurichten hat an alles Volk. Die Menschheit im Licht von Gottes freier Gnade – so wird der Ort der Kirche also bestimmt. Nicht das Herrschaftssystem des Staates, nicht die Gesellschaft in ihrer funktionalen Differenzierung, nicht die Kultur in ihrem Eigenwert, sondern die Menschheit im Licht von Gottes Gnade ist der Ort der Kirche. Sie ist deshalb eine Gemeinschaft, die transparent ist für die Wirklichkeit der Gnade Gottes. Diejenigen Handlungsformen, in denen die Kirche auf die Wirklichkeit der Gnade Gottes verweist und den Zugang zu dieser Wirklichkeit erschließt, haben deshalb den unbedingten Vorrang im Handeln der Kirche. Gottesdienst und Seelsorge, gelebte Gemeinschaft und wahrgenommene Bildungsverantwortung, Diakonie und Mission müssen deshalb auch immer wieder neu zur Geltung gebracht werden als der Kern all dessen, was in der Kirche geschieht. Und ihre Wirkung in die Öffentlichkeit hinein hat ihre Plausibilität nur daher, dass es eine Wirkung ist, die von einer Gemeinschaft herkommt, deren Kern wirklich darin besteht, dass sie transparent ist für die Wirklichkeit der Gnade Gottes.

Schon diese inhaltliche Klärung zeigt, dass es der Kirche in ihrem öffentlichen Wirken niemals um Selbsterhaltung als Selbstzweck, niemals um die Durchsetzung der eigenen Interessen um ihrer selbst willen, niemals um politische Parteinahme um ihrer selbst willen gehen kann. Die Kirche ist nur bei ihrer eigenen Sache, wenn sie sich einer spezifischen Art der kirchlichen Selbstlosigkeit verpflichtet weiß. Solche Selbstlosigkeit ist freilich von kirchlichem Masochismus und dem auch gelegentlich anzutreffenden spezifisch protestantischen Hang zur kirchlichen Selbstzerstörung sorgsam zu unterscheiden. Aber zu dieser Art von Selbstzurücknahme gehört es, dass sich alle kirchlichen Bitten, Mahnungen und Einsprüche gegenüber Gesellschaft und Staat nicht einfach am eigenen Interesse, sondern an der Frage nach dem gemeinsamen Besten orientieren. Deshalb übrigens hat die kirchliche Stellungnahme auch immer das Wohl der Nichtchristen im Blick. Toleranz in diesem aktiven Sinn ist von daher ein Wesensmerkmal kirchlichen Handelns. Man kann es auch anders sagen: Eine Kirche, die ihrem Auftrag treu bleibt, vertritt niemals nur ihre eigenen Interessen.

Nicht ein kirchlicher Masochismus, wohl aber die Einsicht in die Schuld der Kirche gehört zum reformatorischen Verständnis der Kirche dazu. Die Botschaft von der Rechtfertigung des Sünders, diese Mitte und Grenze aller reformatorischen Theologie, gilt auch für die Lehre von der Kirche. So wie im Lichte der Rechtfertigungsbotschaft vom Menschen zu sagen ist, dass er mehr ist, als er selbst aus sich macht, so ist auch zu sagen: Die Kirche ist mehr, als sie selbst aus sich macht. Sie ist nicht identisch mit ihren Taten und deshalb – Gott sei Dank – auch nicht mit ihren Untaten. Sie ist nicht gleichzusetzen mit ihren Leistungen und deshalb – Gott sei Dank – auch nicht mit ihren Fehlleistungen. Sie hat die Botschaft von der Rechtfertigung allein aus Gnade nicht nur den Menschen zu verkündigen, sie hat sie auch für sich selbst gelten zu lassen.

Aus diesen Überlegungen heraus gibt es einen spezifisch reformatorischen Zugang zu den bewegenden Vorgängen der letzten Wochen, die sich anknüpfen an die Vergebungsbitte von Papst Johannes Paul II. und seine Reise nach

Israel. Es gibt einen spezifisch reformatorischen Zugang zu dem, was da geschehen ist. Ich persönlich bleibe dabei – und bekräftige das nach der eindrucksvollen Reise nach Israel, nach dem bewegenden symbolischen Vorgang in Yad Vaschem verstärkt –, dass ich dem Papst für seinen Schritt großen Respekt zolle. Vor sechs Jahren hat er ihn angekündigt. Seitdem hat er sich nicht von seinem Vorhaben abbringen lassen. Dieser Schritt der Vergebungsbitte, dieser Schritt des *Mea culpa*, gehört für ihn als ein unaufgebbarer Bestandteil zu dem Heiligen Jahr, das er für dieses Jahr 2000 ausgerufen hat. Ebendeshalb wurde dieses Vorhaben auch nicht in ökumenischer Gemeinsamkeit vorbereitet, obwohl die Schuld der Kirche die gesamte Christenheit berührt; denn das Heilige Jahr ist ein Vorhaben der römisch-katholischen Kirche. In unserer evangelischen Kirche kennt man ein solches Heiliges Jahr nicht. Wir begnügen uns damit, in jedem Jahr ein „Jahr des Herrn“ zu sehen. Dann ist übrigens für evangelisches Verständnis auch das Schuldbekenntnis der Kirche eine Aufgabe, die sich in jedem Jahr von neuem stellt. Wenn man aus evangelischer Perspektive eine kritische Überlegung an diesen Vorgang anschließen will, dann besteht sie in der Nachfrage, ob Papst Johannes Paul II. eigentlich die Schuld *der Kirche* bekannt habe. Die internationale Theologienkommission, die ihn berät, hat ausdrücklich festgestellt: Die Kirche ist nicht Sünderin in dem Sinne, dass sie selber Subjekt und Täterin der Sünde ist. Sie ist es nur, insofern sie sich in mütterlicher Solidarität die Last der Sünden ihrer Glieder selber auflädt.

Der große katholische Theologe Karl Rahner allerdings hat es vor vierzig Jahren in einem Vortrag, den ich als junger Student selbst gehört habe, anders gesagt: „Die Unzulänglichkeit ihrer Glieder“, so meinte er, „wirkt sich auch aus in dem Tun und Lassen der Kirche selbst.“ Und noch schärfer kann man bei ihm damals lesen: „Es wäre törichte Selbstverblendung und klerikaler Hochmut, Gruppenegoismus und der Personenkult eines totalitären Systems, welcher der Kirche als der Gemeinde Jesu, des Demütigen und Sanftmütigen von Herzen, nicht ansteht, wollte man dies leugnen oder vertuschen oder bagatellisieren oder meinen, diese Last sei nur die Last der Kirche früherer Zeiten gewesen und sei heute von ihr genommen.“ Ganz so deutlich wie Karl Rahner konnte Papst Johannes Paul II. nicht werden. Aber er hat in den letzten Wochen ein Tor aufgestoßen, durch das ein reinigender Wind weht. Das wird der ökumenischen Christenheit im Ganzen zugute kommen.

Ausdrücklich werden die Schuld an der Spaltung und die Sehnsucht nach der Einheit der Christenheit ausgesprochen. Während mit der Gemeinsamen Erklärung zur Rechtfertigungslehre, die am 31. Oktober 1999 feierlich bestätigt wurde, der Versuch unternommen worden ist, den Kern des christlichen Glaubens gemeinsam zur Sprache zu bringen, wird nun die Schuld an der Spaltung der Christenheit bekannt. Beides zusammen enthält die Möglichkeit in die Zukunft weisender ökumenischer Schritte. Wenn im Blick auf den Kern des christlichen Glaubens eine gemeinsame Sprache gefunden werden kann und wenn das Leiden an der Spaltung der Christenheit gemeinsam bekannt werden kann, dann müssen sich daraus Schritte ergeben, die insbesondere die Gemeinschaft am Tisch des Herrn einschließen. Solche Schritte sind aus meiner Sicht dringend erwünscht. Von großer Bedeutung sind sie beispielsweise im Blick auf den Ökumenischen Kirchentag, zu dem für das Jahr 2003 nach Berlin eingeladen werden soll. Der Hamburger Katholikentag in diesem Sommer wird ausdrücklich als ein Schritt auf diesem Weg verstanden, den aufmerksam zu begleiten ich Sie sehr herzlich einlade.

### III.

Wenn man diesen Versuch einer theologischen Vergewisserung vor Augen hat, schließt sich die Frage an: Welches Bild von der Kirche lässt sich daraus eigentlich entwickeln? Wie müssen wir uns die Gestalt einer Kirche vorstellen, die, wie ich gesagt habe, transparent ist für die Wirklichkeit der freien Gnade Gottes? Es ist ganz offensichtlich das Bild einer offenen und einladenden Kirche. Es ist ganz offensichtlich das Bild einer Kirche, die sich nicht auf sich selbst zurückzieht, sondern sich den Menschen zuwendet. Es ist ganz offensichtlich das Bild einer Kirche, die in dieser Zuwendung zu den Men-

schen den Kern erkennbar macht, um den es ihr geht, die also in ihrer Zuwendung zu den Menschen vom Gottesdienst, vom gefeierten Glauben, von der gefeierten Wahrheit Gottes her lebt. Eine Kirche ist das, auf die man neugierig sein kann. Auch in einem Land, in dem es die Kirche schon lange gibt, auch in einem Land, in dem die Kirche als eine alte Institution gilt, ganz im Unterschied zu vielen anderen Teilen der Welt, wo christliche Kirchen als junge Institutionen gelten und wahrgenommen werden, auch in einem solchen Land kann man neugierig auf Kirche werden.

Worauf ist man dann neugierig? Das will ich Ihnen in ein paar Punkten zu beschreiben versuchen. Als Erstes, das sagte ich gerade schon, ist man neugierig auf gefeierten Glauben. In der evangelischen Kirche sind wir da besonders spröde. Von der katholischen Schwesterkirche und von anderen Kirchen in der weltweiten Ökumene können wir in dieser Hinsicht viel lernen. Den Protestantismus bestimmte lange der Grundsatz: Es gilt (nur) das gesprochene Wort. Dass wir in Wahrheit auch einen großen Schatz der Kirchenmusik haben, wurde allenfalls hinter vorgehaltener Hand hinzugefügt. Es könnte ja sein, dass man sich daran freut. Sich zu freuen gehört sich für einen anständigen Protestanten nicht, jedenfalls nicht in der Kirche. Dass der Glaube auch mit sinnlicher Erfahrung zu tun hat, wird dabei allerdings nicht reflektiert. Es könnte sich ja dann am Ende gar darin zeigen, dass Pfarrerinnen und Pfarrer auch in anderen Farben als in Schwarz zu sehen wären. Ich frage mich allerdings manchmal, ob irgendwo steht, dass Schwarz die Farbe des Evangeliums sei. Dass auch in der evangelischen Kirche eine ausgestaltete Liturgie, die Fähigkeit, sich liturgisch im Raum zu bewegen, ein als innerer Zusammenhang gestalteter und deswegen auch gefeierter Gottesdienst die Freude am Glauben vermehrt und so Neugierde für Gott wecken kann, das steht für unsere evangelische Kirche nach meiner Überzeugung heute als Allererstes an. Manche meiner Freunde sind vollkommen erstaunt, wenn ich das sage. Sie erwarten von mir, der ich lange Ethik gelehrt habe, dass ich mich unausgesetzt mit der Frage beschäftige: Wie müssen wir als Christen handeln? Das bleibt ja auch eine wichtige Frage. Wenn wir jedoch unseren Glauben nicht feiern, können wir auch nicht aus Glauben handeln. Wenn wir die Kraft des Glaubens nicht zuerst empfangen, können wir auch nicht aus dieser Kraft leben. Offene Kirchen brauchen wir, in denen der Glaube gefeiert wird.

Übrigens gehört dazu auch ein neuer Sinn für die Kirchengebäude und für die besondere Aura, die sie prägt. Auch dies ist ein Punkt, indem wir im Protestantismus durch einen höchst spannenden Lernprozess gehen. Man muss daran erinnern, mit welcher Großzügigkeit – „Kleinlichkeit“ müsste man vielleicht eher sagen – wir als junge Theologen, meine Generation vor dreißig Jahren, gesagt haben: „Kirchengebäude, Sakralräume? Wozu denn das? Funktionale Mehrzweckgemeindezentren, darauf kommt es an!“ Welch ein Irrtum! Das ist eines der Beispiele dafür, dass wir – jedenfalls in der evangelischen Kirche, über die katholische will ich nicht sprechen – in den letzten Jahrzehnten durch einen Prozess der Selbstsäkularisierung hindurchgegangen sind. Auf den Säkularisierungsprozess der Gesellschaft haben wir geantwortet mit einer Selbstsäkularisierung der Kirche. Den vielen Gestalten, die die Gesellschaft annimmt, haben wir geantwortet mit ebenso vielen Gestalten des kirchlichen Handelns: Kinderarbeit, Erwachsenenbildung, Sozialarbeit, Diakonie, Krankenhausseelsorge usw. Ein eindrucksvoller Prozess in den letzten drei, vier Jahrzehnten war diese Entwicklung vieler neuer kirchlicher Handlungsfelder. Innerhalb von dreißig Jahren ist die Zahl der beruflichen kirchlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter um mehr als die Hälfte gestiegen. Nur muss man zugeben: Die Bindungskraft der Kirche und die Leuchtkraft des Evangeliums sind nicht in gleichem Maße gewachsen. Das muss uns nachdenklich stimmen. Es muss uns zu der Einsicht bringen, dass am prägendsten in der Kirche das sein muss, was sie zur Kirche macht, und das sind die Predigt des Evangeliums, die gefeierte Gemeinschaft des Glaubens und sodann der Versuch, den Glauben ins Leben zu ziehen. Im Kern steht die Feier der Versöhnung mit Gott.

Neugierig auf Kirche kann dann aber, zweitens, heißen: neugierig auf gelebten Glauben, neugierig darauf, dass Menschen, die von diesem Glauben



bewegt sind, mit ihm etwas anfangen, etwas mit ihm machen. Kirche wird als Gemeinschaft erfahrbar. Erfahrbar wird sie, wenn Menschen nicht nur im Gottesdienst oder bei einer Abendveranstaltung nebeneinander in den Kirchenbänken sitzen, sondern wenn sie miteinander etwas anzufangen wissen, miteinander ihre Gemeinschaft auch feiern und in gemeinsamen Initiativen, in der Zuwendung zu anderen daraus auch Konsequenzen ziehen. Mir sind in den letzten Monaten vor allem viele Partnerschaften unserer Gemeinden mit Gemeinden in anderen Ländern, in Osteuropa beispielsweise oder in Ländern der Dritten Welt, aufgefallen als ein sehr einleuchtender Vorgang, in dem aus der erfahrenen Gemeinschaft heraus Brücken geschlagen werden und in denen gelebter Glaube zum Einsatz für andere führt.

Neugierig auf Kirche meint dann, drittens, auch neugierig auf helfenden Glauben. Das ist sicher einer der größten Aktivposten unserer Kirche, dass wir die Chance hatten, Diakonie so auszubauen, wie es in den letzten Jahrzehnten gelungen ist. Aber zu wünschen ist, dass in dieser Diakonie deutlicher zum Leuchten kommt, inwiefern sie eine Ausdrucksform des Glaubens und nicht nur ein Beitrag zum Funktionieren des Sozial- und Wohlfahrtsstaats ist. Zu wünschen ist, dass der Zusammenhang zwischen Diakonie und Seelsorge deutlicher spürbar wird; denn in beiden geschieht doch im Kern dasselbe: die Zuwendung zu Menschen, die Hilfe zum Leben brauchen. Menschen brauchen, so wichtig das ist, nicht nur häusliche Pflege oder Pflege im Krankenhaus, die bestimmten Pflegeakten genügt, sie brauchen eine Zuwendung, die den ganzen Menschen meint.

Neugierig auf Kirche meint dann, viertens, neugierig auf verstandenen Glauben. Innerhalb der ökumenischen Gemeinschaft der Christenheit, deren Zusammengehörigkeit wir immer deutlicher spüren, ist die besondere Rolle der evangelischen Kirche und der protestantischen Gestalt des christlichen Glaubens unter anderem darin zu sehen, dass es um verstandenen Glauben geht. Seit dem Reformationsjahrhundert hat die evangelische Kirche es immer wieder mit dem Bündnis von Glauben und Bildung zu tun. Damit ist nicht gemeint, dass nur die Höhergebildeten Mitglieder der evangelischen Kirche sein können; sondern gemeint ist damit, dass jeder Mensch, bezogen auf seinen Bildungsgrad, die Möglichkeit hat und auch entwickeln soll, vom eigenen Glauben selber Rechenschaft ablegen zu können. Deswegen gehört es zur reformatorischen Gestalt des christlichen Glaubens, dass jeder Christenmensch die Bibel selber lesen kann und soll. Aber in dem Maße, in dem es daran fehlt, erhöht sich nur die Verantwortung der Kirche dafür, in der Gemeinde Bildungsprozesse anzustoßen und auch wieder neu ernst zu nehmen, wie wichtig es ist, dass es solche Bildungsprozesse in den Familien gibt.

Aber der Bildungsauftrag der Kirche beschränkt sich niemals nur auf den Raum der Gemeinde. Der Beitrag zum öffentlichen Bildungswesen gehört dazu. Deshalb arbeiten wir in Brandenburg und in Berlin unerschrocken, aber auch gegen erhebliche Widerstände, für einen angemessenen Ort des Religionsunterrichtes in der Schule. Die Stellung des Faches „Lebensgestaltung, Ethik, Religionskunde“ als Pflichtfach im Lande Brandenburg, verbunden mit einer Stellung des Religionsunterrichtes als bloßes kirchliches Angebot im Raum der Schule, aber nicht als ordentliches Unterrichtsfach, ist die eine Herausforderung dazu. Die Situation in Berlin, das überhaupt kein ordentliches Unterrichtsfach im Bereich der religiösen und ethischen Bildung kennt, sondern nur Angebote der Kirchen und Weltanschauungsgemeinschaften, ist die andere. Im einen wie im anderen Falle setzen wir uns ein für eine Fächergruppe mehrerer gleichberechtigter Fächer, zu denen evangelischer wie katholischer Religionsunterricht, jüdischer Religionsunterricht, dringend notwendig auch islamischer Religionsunterricht sowie ein staatliches Ethik-Philosophie-Fach gehören. Gleichberechtigte Fächer sollen das sein, zwischen denen Schülerinnen und Schüler bzw. ihre Eltern wählen, gleichberechtigte Fächer in einer Fächergruppe, die darauf angelegt ist, dass zu bestimmten Themen und an bestimmten Projekten zwischen den entstehenden Lerngruppen auch kooperiert wird. Das Thema ist im Blick auf den Islam besonders spannend und sensibel. Hierzu sage ich ganz klar: Der in Berlin zwischenzeitlich unternommene, aber jetzt abgebrochene Versuch, ein staat-



liches Fach „Islamkunde“ einzurichten, genügt den Anforderungen, die wir an die Religionsfreiheit in unserem Gemeinwesen stellen, nach meiner festen Überzeugung nicht. Aber genauso deutlich muss man sagen: Der islamische Religionsunterricht, für den allein wir uns einsetzen können, muss so geartet sein, dass sich seine Grundsätze wie die Gestaltung des Unterrichts an die Verfassungs- und Rechtsordnung halten, in der wir leben und weiter leben wollen.

Das Thema „Bildungsauftrag der Kirche – Neugier auf verstandenen Glauben“ lässt sich durch die verschiedenen Bildungsbereiche hindurch verfolgen, durch die Universität, durch die Erwachsenenbildung usw. Die Frage des Religionsunterrichtes an den Schulen ist für unsere Situation, aber vielleicht auch hier in Hamburg, ein besonders anschauliches Beispiel.

Und schließlich, fünftens: Neugierig auf Kirche bedeutet neugierig auf verantworteten Glauben. Noch einmal auf die evangelische Kirche bezogen: Sie ist dadurch ausgezeichnet, dass sie sich zum Priestertum aller Glaubenden bekennt. Für sie ist also kennzeichnend, dass die gemeinsame Verantwortung aller Glieder der Gemeinde für den Weg dieser Gemeinde das eigentlich Spannende an dieser Kirche ist. Nimmt man diesen Maßstab, kann man nicht leugnen, dass die Entwicklung zur Pfarrerkirche im Protestantismus ziemlich weit gekommen ist. Aber es mag ja sein, dass auch unglückliche Entwicklungen irgendwo heilsame Seiten haben. Wenn die evangelische Kirche angesichts der schon eingetretenen und voraussehbaren finanziellen Zwangssituationen, in die sie gerät, das Priestertum aller Glaubenden nicht wiederentdeckt, dann weiß man eigentlich gar nicht, welche Rahmenbedingungen entstehen sollen, um diese Wiederentdeckung zu fördern. Aber der Einsatz ehrenamtlicher Arbeit in der Kirche kann niemals den Charakter des Ersatzes für wegfallende berufliche Arbeit haben. Sie muss vielmehr in ihrer eigenständigen Bedeutung geachtet und gewahrt werden.

Fünf Überlegungen habe ich angestellt zu der Frage: Was ist eigentlich ein Bild der Kirche, auf das man neugierig sein kann? Was ist das Bild der Kirche, das sich unter den Bedingungen der Gegenwart entwickeln lässt, aus dem theologischen Ansatz, den ich Ihnen vorzutragen versucht habe? Andere Merkmale mögen Sie selbst hinzufügen. Aber der Grundzug mag Ihnen vielleicht einleuchten.

#### IV.

Was ergibt sich aus einer solchen Überlegung für die notwendigen Reformschritte? Reformüberlegungen für die evangelische Kirche sind heute in aller Regel strukturorientiert. Sie suchen Antworten auf die kirchliche Finanzkrise, sie zielen auf Änderungen unseres Landeskirchentums und auf die Zusammenlegung zu klein gewordenen Einzelgemeinden. Mit solchen Überlegungen, so richtig sie sein mögen, verbindet sich allerdings die Gefahr, dass dabei die Krise der Kirche vorrangig als Strukturkrise statt als Orientierungskrise verstanden wird. Eine Kirche, die das tut, wird aber allzu leicht dahin kommen, dass in ihr die Klage über das fehlende Geld lauter zu hören ist als das Evangelium. Dazu will ich nicht beitragen. In der evangelischen Kirche, so sage ich stattdessen, sind Strukturüberlegungen kein Selbstzweck. Und deswegen habe ich Strukturüberlegungen auch nicht ins Zentrum meiner heutigen Überlegungen gestellt. Vielmehr muss die evangelische Kirche zunächst einmal im Kern ihre Orientierungskrise bewältigen. Dann werden sich Strukturüberlegungen daraus ergeben.

Wenn man sich unter diesem Gesichtspunkt den Strukturproblemen der evangelischen Kirche zuwendet, kann man einer Einsicht nicht ausweichen, die ich mit einem – zugegebenermaßen sehr großen – Wort beschreiben will. Unsere Kirche braucht nämlich hinsichtlich des Verhältnisses zu ihrer Gemeinschaftsgestalt heute eine zweite Reformation. Mit genau derselben Radikalität, mit der vor einem halben Jahrtausend bei Luther der Kern des christlichen Glaubens neu entdeckt und von daher das Verhältnis des Einzelnen zu Gott neu bestimmt wurde – in der Rechtfertigung allein aus Gnade –, mit derselben Radikalität müssen wir heute das Verhältnis der Glaubenden zur Gemeinschaftsgestalt des Glaubens, also zur Kirche, neu bestimmen. Der

Mangel einer Theologie der Kirche ist über lange Zeit das entscheidende Defizit der evangelischen Kirche gewesen. Es wurde ihr dadurch erleichtert, dass die Verantwortung für die Gemeinschaftsgestalt des Glaubens für die Kirche dem Staat überantwortet war. Das hat bis 1918 gedauert. Weitere achtzig Jahre haben wir uns mehr oder minder noch immer in staatsanaloge Strukturen eingerichtet. Meine Überzeugung heißt: Im 21. Jahrhundert ist damit Schluss. Das meine ich, wenn ich das, wie ich weiß, große Wort der „zweiten Reformation“ verwende.

Ich will damit auf die Größe des Schritts hinweisen, den unsere Kirche zu vollziehen hat. Heute wird dies ein Schritt in der Ökumene und in die Ökumene sein. Aber Ökumene bedeutet nicht, sich selbst möglichst unerkennbar zu machen in der Meinung, dann sei man ökumenisch besonders gut; sondern Ökumene bedeutet, die eigene Farbe einzubringen in das bunte Bild christlichen Glaubens in der Gegenwart. Gemeint ist eine zweite Reformation, in welcher der Beitrag der evangelischen Kirche zur Ökumene und damit der Beitrag der reformatorischen Gestalt des christlichen Glaubens zur Überzeugungskraft dieses Glaubens in der Gegenwart insgesamt deutlicher erkennbar wird. Darum muss es heute gehen.

Ich bin aus der Erfahrung der letzten sechs Jahre im Berlin-Brandenburgischen Bischofsamt von dem Eindruck bestimmt, dass wir in Deutschland eine Kirche in missionarischer Situation sind. Über lange Zeit haben wir uns daran gewöhnt, unsere Kirche „Volkskirche“ zu nennen. Und das bleibt ja auch gut, wenn damit gemeint ist, dass diese Kirche eine Kirche für alle Menschen ist, eine Kirche für das ganze Volk. Aber man darf nicht voraussetzen, dass dieses ganze Volk selbstverständlich zur Kirche oder zu einer der beiden großen Kirchen gehört. Aus dem Zahlenvergleich zwischen dem Osten und dem Westen Deutschlands, der charakteristische Unterschiede aufweist, ist dabei nicht zu schließen, Mission sei eine Aufgabe nur im Osten Deutschlands. Gewiss stellt sich diese Aufgabe im Osten besonders intensiv. Dafür gibt es historische Gründe, die mit der Entwicklung in der DDR zusammenhängen. Man braucht auch nicht anzunehmen, dass sich das, was sich im Osten Deutschlands vollzogen hat – mit 70 Prozent Konfessionslosigkeit –, im Westen Deutschlands alsbald ebenso wiederholen wird. Trotzdem ist auch im Westen Deutschlands, aufs Ganze gesehen in größeren Städten mehr als in kleineren Orten, richtig: Der christliche Glaube hat seine Selbstverständlichkeit verloren. Und was nicht mehr selbstverständlich ist, das muss man ausdrücklich verständlich machen. Man muss es den Menschen neu erklären. Das sagt auch der Missionsauftrag: „Geht hin in alle Welt, erklärt den Menschen das Evangelium, und macht sie zu Jüngern Jesu.“ So lässt er sich zusammenfassen. Die Weitergabe des Evangeliums gilt nicht nur denen, die es ohnehin schon kennen. Eine christliche Gemeinde ist niemals nur der Verein derjenigen, die ohnehin schon dazugehören.

Bei der missionarischen Aufgabe der Kirche ist übrigens besonders auf die missionarische Dimension des Normalen zu achten. Es geht in erster Linie nicht darum, viele zusätzliche Veranstaltungen in Gang zu setzen, sondern die regelmäßigen Veranstaltungen der Gemeinde, ihre sonntäglichen Gottesdienste, zuallererst so zu gestalten, dass jemand, der zum ersten Mal dazukommt, einen Grund findet wiederzukommen – übrigens ein denkbar heilsamer Grundsatz für die Vorbereitung von Gottesdiensten durch Pfarrerinnen und Pfarrer und die anderen Beteiligten.

Der missionarische Auftrag ist von daher das erste Kriterium aller Strukturüberlegungen in der Kirche. Dem tritt in der Kirche des Priestertums aller Glaubenden zur Seite, dass bei Strukturveränderungen die Betroffenen zu beteiligen sind und dass die Beteiligungsmöglichkeiten zu verbessern sind – übrigens nicht nur die Beteiligungsmöglichkeiten derjenigen, die ohnehin schon immer dazugehören. Es gibt in der evangelischen Kirche ein Problem der Milieuerengung, in der das kirchliche Handeln insgesamt definiert wird durch das enger werdende Milieu derjenigen, die sich regelmäßig bei den kirchlichen Veranstaltungen einfinden. Es ist aber ein Irrtum zu meinen, Menschen in anderen Milieus seien nicht am christlichen Glauben interessiert, würden keine Sinnfragen stellen, entdeckten nicht die religiöse Dimen-

sion des Lebens neu. Eine Schlüsselaufgabe unserer Kirche ist es, diese Milieuerengungen, die sich auch in unserer Pfarrerschaft aufgrund der Erwartungen in den Gemeinden niederschlagen, aufzusprengen. Ein kluger Mensch hat deshalb den Vorschlag gemacht, Pfarrerinnen und Pfarrer sollten, alle zehn Jahre jedenfalls, zumindest für drei oder vier Monate in einen anderen Beruf wechseln. Damit sie dabei anderen Leuten nicht den Arbeitsplatz wegnehmen, solle die Kirche das bezahlen. Das mache sich auch für sie bezahlt, wenn sie das täte. Die Leute kämen zurück mit einem veränderten Blick auf die Wirklichkeit. Aber auch ich gehöre zu denjenigen, die nicht damit rechnen, dass das unmittelbar passiert. Das ist zu ungewohnt für unsere Kirche. Beteiligungsorientierung aber ist ein wichtiges zweites Kriterium für Strukturveränderungen der Kirche.

Um dieser Beteiligung willen – das ist das dritte Kriterium – müssen die Strukturen der Kirche möglichst einfach und verständlich sein. Aus diesem Grund trete ich für eine radikale Vereinfachung unseres Landeskirchentums und für die organisatorische Verbindung unserer innerevangelischen konfessionellen Zusammenschlüsse mit der Evangelischen Kirche in Deutschland ein.

Und schließlich und endlich: Die Strukturen der Kirche müssen effizient und finanzierbar sein. Dieser Gesichtspunkt ist theologisch keineswegs belanglos. Er stammt keineswegs aus der „bösen“ Welt. Es gehört vielmehr zu verantwortlicher Haushalterschaft, die anvertrauten Gaben, die anvertrauten Möglichkeiten möglichst effizient einzusetzen und nicht heutige kirchliche Arbeit auf Kosten einer künftigen Generation zu betreiben und zu finanzieren.

Es ist gewiss wahr: Die Reform der Kirche ist ein Werk des Heiligen Geistes. Aber dass wir bei diesem Werk nicht als unnütze Knechte danebenstehen, das ist unsere Sache. Was wir auf diesem Weg vielleicht tun könnten, ohne dem Heiligen Geist ins Handwerk zu pfuschen, das wollte ich Ihnen heute Abend darstellen. ■